**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
**Band:** 91 (1965)
**Heft:** 27

**Artikel:** Hier irrte - post festum - Fritz Herdi
**Autor:** Knobel, Bruno
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-504884

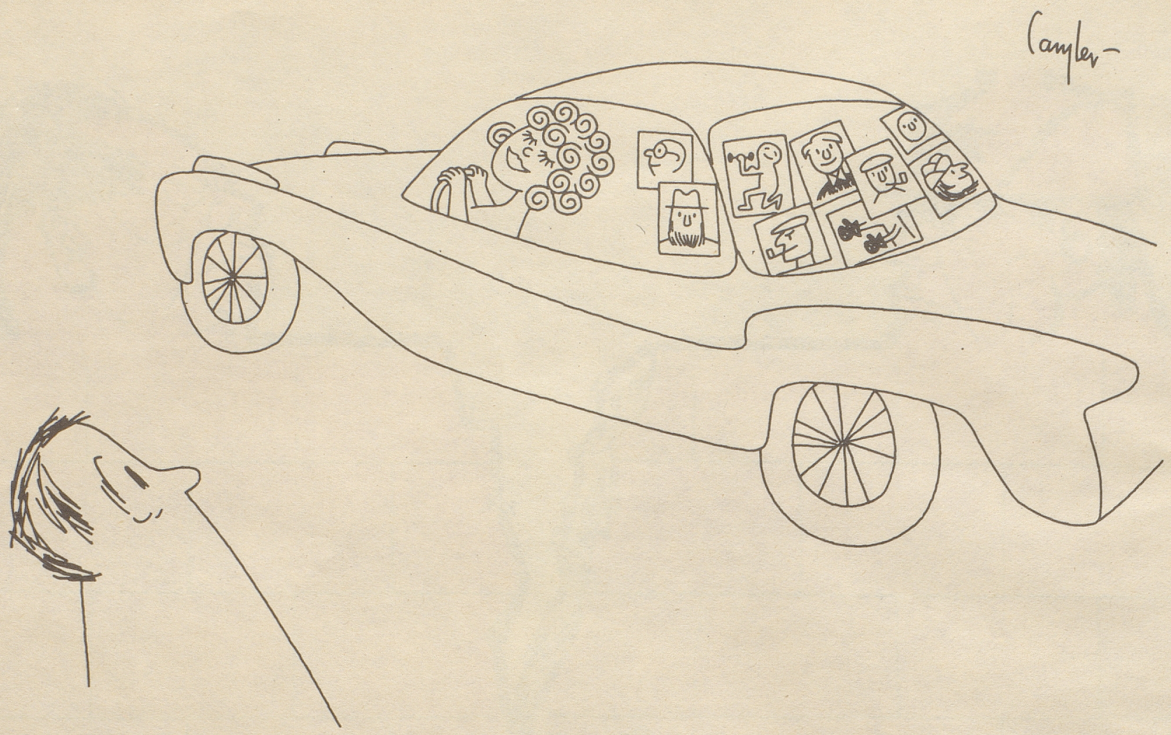
**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**



# Hier irrte - post festum - Fritz Herdi

Es gibt in Zürich einen hoch angesehenen Mann. Vor 17 Jahren war er noch nicht *so* angesehen, aber immerhin unter Dienstkameraden hoch geachtet. Er war Soldat, mußte anläßlich einer Inspektion einem Oberst ‹Laden› vorführen und verlor dabei aus dem Lader unbemerkt eine Patrone. Der Oberst stellte den Fuß darauf und fragte den Mann scheinheilig, wieviele Schuß er nun im Gewehr habe. Der Mann sagte überzeugt: «Sechs» und fügte im stillen an: «selbstverständlich, wieviele denn sonst.» Der Oberst befahl «Nachzählen», und es waren nur fünf. Was dann geschah, das machte den Mann, wie gesagt, hochgeachtet. Er blickte um sich, spähte an den Horizont, er suchte in seinen sämtlichen Patronen- und übrigen Taschen. Auch in den Hosentaschen. Der Oberst tat keinen Wank. Der Mann schaute in seine Mütze und sogar in seinen Geldbeutel.

Da endlich trat der Oberst zwei Schritte zurück und gab die gesuchte Patrone frei. Aber der Mann suchte weiter. Er hob das Gewehr empor, drehte es um und spähte gebannt in die Mündung. Der Oberst ging mit versteinerter Miene von dannen ...

Dieser Mann war es, der mir jüngst aufläutete und mich fragte, ob ich Fritz Herdis Erzählung von den Zürcher Soldaten, die im Militärdienst das Sechseläuten gefeiert haben, so ohne weiteres hinzunehmen bereit sei (siehe Nebi Nr. 20).

Es läutete mir ein Zürcher Buchdrucker auf und fragte mich, ob ich nicht geneigt sei, der historischen Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen.

Es sprach mich Zürichs bester Zugerkirschtortenkonditor an und fragte, ob ich die Schmach wirklich auf mir sitzen lassen wolle ... So will ich denn die Geschichte richtig erzählen, die Freund Herdi wohl nur aus zweiter Hand hatte: Es war an jenem Montagabend, als in einem zugerischen Dorfe die Zürcher Elferschützen, einen Dislokationsmarsch und einige Stunden ‹Ausbildung an den Waffen› hinter sich, verpflegt wurden. Im ‹Ochsen›, ‹Rößli› oder in der ‹Sonne› – es kann auch der ‹Sternen› gewesen sein, es sind ja bald zwanzig Jahre seither – saßen wir Offiziere etwas unfroh bei Tisch – einesteils weil der Hauptmann militärische Themen behandelte, dann aber vor allem deshalb, weil es Sechseläutenabend war. Das ertragen Zürcher in der Fremde nicht leicht.

Mitten in den supponierten Nachtisch platzten plötzlich verschiedene Gruppen von Unteroffizieren. Jede Gruppe trug andersgeartete Papiermützen, was der Hauptmann gerade als Sakrileg und verdammte Schlamperei zu bezeichnen Anstalten traf, als der Feldweibel vermittelnd erklärte, diese Mützen seien mitnichten Zeichen einer schlechten Dienstauffassung, sondern kennzeichneten die verschiedenen Zünfte, die zu einem sechseläuternden Umtrunk erschienen seien. Die ‹Zunftherren› ihrerseits gaben in gewählter Rede kund, der zwar schlechte, weil militärische, dennoch aber gutgemeinte Sechseläutenumzug habe eben begonnen, werde demnächst den ‹Ochsen› passieren, und die Herren Offiziere seien namens der Kompanie ebenso höflich wie dringend gebeten, nach absolviertem Trunke der traditionellen, wenn auch feldmarschmäßigen Verbrennung des Böögs beizuwohnen; leider müsse auf das Glockenläuten wegen force majeur verzichtet werden ...

Der Umzug nahte, was nicht zu überhören war.

Ein Heuwagen, gezogen von Soldaten, bewegte sich die Dorfstraße herauf. Darauf wankte ein stattlicher Böögg, wie er im goldenen Buche zürcherischer Folklore steht. Davor marschierte die Blechharmonie, auch sie bestehend aus Soldaten, jeder hinter einem Instrument, das aus dem Schulhaus entliehen worden war, wo die Ortsblechmusik ihr Depot und die Kompanie ihre Unterkunft hatte. Jedermann blies: in Hörner, Klarinetten, Baßtrompeten, Trombonen, selbst der Paukist blies, wenn auch nur die Backen auf, der Mann an den Becken den Rauch einer Brissago von sich. Man blies im Prinzip den Sechseläutenmarsch, was bezüglich Rhythmus dem Eingeweihten unverkennbar war. Damit aber wenigstens von *einer* Quelle her auch die Melodie spurweise zu

Bezugsquellen durch: Brauerei Uster

hören sei, schritt inmitten des Korps ein Handharmonikaspieler, der als einziger sein Instrument beherrschte. Der Umzug endete auf einer Wiese, und es dämmerte bereits. Der Böögg wurde abgesetzt und angezündet, im Kreise der Kompanie. Worauf das Offizierskorps sich schlüssig wurde, auch seinen Teil beizutragen. Es beorderte den jüngsten Leutnant ab – als Beduine. Der raste aufs Zimmer, sprang in die Stiefel, riß sein Leintuch vom Bett und hetzte in den Stall, sattelte des Hauptmanns störrisches Dienstpferd – man schrieb das Jahr 1948 –, klemmte einen Zipfel des Leintuches unter die Mütze, was das Pferd leicht erregte, trabte auf den Sechseläutenplatz, eröffnete unter lautem Beifall seinen Umritt mit wehendem Burnus, auf dem die Initialen eines biederen Landgasthofes eingestickt waren, und dann begann jener Abschnitt, den ich in Herdis Version als ersten berichtigen muß; und ich weiß, was ich sage, denn jener Leutnant war ich.

Es ging alles gut, und ich blieb mit meinem Leintuch keineswegs an einem Baum hängen, und vor allem: ich stürzte nicht. Es ging sogar alles gut, bis die ersten Knallfrösche im Bauche des Böögs – sogar die waren nicht vergessen worden – explodierten und herumsausten. Da brach das Pferd aus, und zwar – da es inzwischen Nacht geworden war – in die Finsternis hinaus, wo es Zäune, Bäume, Gräben und auch Stacheldrähte in Menge gab. Der rasende Galopp ließ mich Mütze und Leintuch, nicht aber die Haltung verlieren. Das Pferd jagte wild schnaubend erst durch einen bäuerlichen Vorgarten, dann auch durch ein Rübenfeld, vermied durch einen geschickten Seitensprung noch im letzten Moment den Zusammenstoß mit einer Wegkapelle, fegte unter den tiefen Aesten eines Obstgartens durch, und der Ritt endete vor dem Friedhof, allwo der Herr Pfarrer mich aufs freundlichste begrüßte. Er erklärte, wie gut es sei, daß wir uns da so ganz zufällig getroffen hätten. Er müsse nämlich gestehen, daß er da neben dem Brevieren mit großer Sympathie das folkloristische Geschehen mit einem Auge verfolgt habe: um so mehr täte es ihm leid, daß gewissermaßen höhere Gewalt ihn daran gehindert hätte, dem Ansuchen der Herren Unteroffiziere stattzugeben. Diese hätten ihn nämlich gebeten, anläßlich der Verbrennung des Böögs die Kirchenglocken läuten zu lassen.

Und hier folgt nun die zweite Berichtigung; sie *muß* folgen, weil sie die Ehre des Klerus wiederherzustellen imstande ist. Es war *nicht* so, wie Freund Herdi schrieb, nämlich daß der gute Pfarrer zur Rükkendeckung bei seinem Bischofe in Chur Rückfrage gehalten und daß er einen abschlägigen Bescheid erhalten hätte.

Nein, der Geistliche bekannte mir nicht ohne Bedauern, er hätte noch so gerne unseren Wunsch erfüllt und läuten lassen, aber wenn in seinem Dorfe zur Unzeit geläutet werde, dann alarmiere dies die Feuerwehr.

Soweit die Richtigstellung.

Beizufügen wäre noch, daß später die verschiedenen Zünfte sich gegenseitig (in den beiden einzigen Gaststätten) nach vorgeschriebenem Ritual besuchten und dazu nicht nur tranken, sondern auch in feinsinnige Trinksprüche ausbrachen.

Einer dieser Toasts fand in solchem Maße die uneingeschränkte Bewunderung eines Oberleutnants (der in Zürich einem bekannten Verlage vorsteht und mit besonderer Vorliebe den ‹Vogelbeerbaum› anzustimmen pflegte), daß er hinging, in der Gaststube einen ausgestopften Vogel, der sich später als Kuckuck erwies, mit sicherer Hand ergriff und ihm schlicht den Kopf abbiß, das heißt, eigentlich vermochte er das nicht ganz so zu tun wie vorgesehen. Vögel – auch ich hatte das bis dahin nicht gewußt – behalten in ausgestopftem Zustande ihre so beliebte natürliche und anmutige Haltung vorwiegend dank eines Drahtes, der unter dem Gefieder vom Leib zum Schnabel reicht. Fatalerweise haften an diesem Draht überdies kurze Querdrähte und bilden gewissermaßen eine Art Stacheldraht, was sofort festzustellen der besagte Oberleutnant nicht umhin konnte, indem die drähtlichen Widerhaken sich an Gaumen und Zunge festhakten, so daß der ganze Vogel aus seinem Gesichte einfach nicht mehr entfernt werden konnte, was um so bedauerlicher war, als derweil die künstliche Füllung des Kuckucks sich zur Hauptsache in den offizierlichen Schlund entleerte. Ein Glück, daß unter den militanten Zünftlern auch ein bekannter Zürcher Tierpräparator sich fand, der sich nicht nur in den Drahtgebilden auskannte, sondern auch den Wirt beruhigte.

Diesen nämlich hätte ein Blick auf die Zahl der leeren Flaschen durchaus milde stimmen dürfen. Leider aber zog er es vor, sein Gesicht in unmutige Falten zu legen und zu behaupten, besagter Vogel sei kein Vogel schlechthin, sondern ein Kuckuck völlig seltener Art, der nun, seines Kopfes beraubt, entsprechend zu berappen sei. Unser Tierpräparator entgegnete mit mildem Zweifel in der Stimme, das sei mitnichten eine Seltenheit, sondern ein ganz gewöhnlicher und in seinen beruflichen Kreisen häufig vorkommender Cúculus canórus, der mit 10–15 Franken und Konsumation wie gehabt hinreichend vergütet sei.

Das wiederum brachte den Wirt in Zorn; er behauptete, Cúculus canórus hin oder her, der Kuckuck habe für ihn Erinnerungswert und koste 200 Franken, was den Hauptmann zum Eingreifen veranlaßte. Er kommandierte sogleich den Tierpräparator ab. Nach Hause. Nach Zürich! Sofort: «Feldweibel, einen Urlaubspaß! Und Sie», so sagte er zum Präparator, «packen diesen dummen Vogel ein, retablieren ihn fachgemäß und liefern ihn morgen abend zwanzig null-null dem Gastmeister ab. Ab!»

Dieser Tierpräparator soll noch in der selben Nacht in Zürichs Weichbild das *richtige* Sechseläuten richtig gefeiert und anderntags bis in den Nachmittag hinein richtig ausgeschlafen haben. Dem Wirte übergab er einen andern Kuckuck, intakt, aus seiner eigenen Sammlung, Erinnerungswert supponiert, wovon der Wirt zwar nichts merkte.

So war es, als Zürcher Truppen im Militärdienst Sechseläuten feierten, und davon her kommt es, daß bei Erzählungen darüber oft weniger von Glocken und Beduinen als vom Kuckuck geredet wird, der im übrigen ja zum Frühlingsanfang gehört wie der Böögg.

Und dies ist die Wahrheit, nichts als die Wahrheit. *Bruno Knobel*

### Nicht sein Fall

Ein nicht sehr fortschrittfreudiger Europäer besuchte NewYork, wurde natürlich durch die Stadt geführt und vor die gigantischen Wolkenkratzer geschleppt. «So etwas habt ihr drüben in Europa noch nicht», sagte der Amerikaner.
«Tatsächlich nicht.»
«Und alles aus Stahl und Beton. Der Riesenbau kann überhaupt nicht abbrennen.»
«Schade!» seufzte der Europäer.
BD

### Im Eifer des Gefechtes

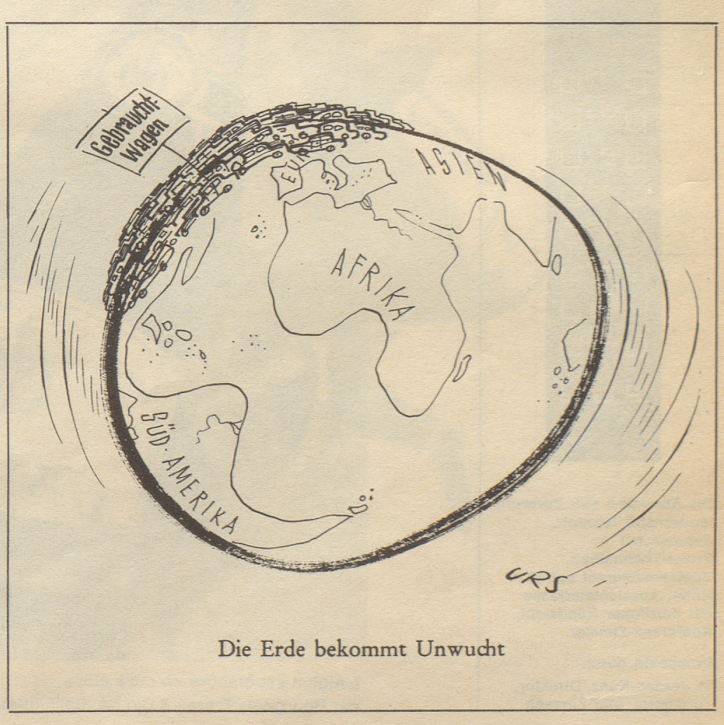
Mein Geographie-Professor war ein ganz gescheites Haus. Weil er sehr viel wußte, sprach er etwas schnell, manchmal nur allzu schnell. So sagte er einmal ohne Atempause: «Die Malaria ist eine ganz gefährliche Krankheit. Entweder stirbt man, oder man wird blöd. Ich hab' sie auch gehabt!» as

### Schulaufsatz

Eine Lehrerin kam auf den Einfall, ihre Kinder ein Sätzlein mit ‹Teigwaren› bilden zu lassen. Fredi war nicht verlegen und schrieb: ‹Am Sonntag machten wir einen Ausflug und als wir teig waren, gingen wir in eine Wirtschaft.» hf

### Kein Witz!

Gab es ‹draußen› einst die sagenhafte Oberschienenritzenreinigersgattenwitwe, gibt's bei uns doch immerhin ein Eidgenössisches Warenumsatzsteuerrückerstattungsantragsformular! Taps



Die Erde bekommt Unwucht